

In den hohen Himmel schauen, den nächtlichen, tiefen! Sich im Innern seiner Wölbung befinden und die Sterne blinken sehen. Die Dunkelheit der Nacht vergessen, Geheimnisvolles spüren und innehalten, bewusst und unbewusst. Sich geborgen fühlen und glücklich, dazugehören zu dieser Nacht und diesem Himmel und – wunschlos sein.

In den hohen Himmel schauen, den nächtlichen, tiefen! Sich im Innern der Wölbung gefangen fühlen, Angst verspüren, schwarze Bedrohung der Nacht. Sich verloren wissen in all der unendlichen Schwärze. Vor Angst den Atem nicht mehr finden im bösen Funkeln der Sterne. Die gewaltigen Tiefen sich öffnen fühlen. Selbst keinen Halt darin finden! Müde werden – und – jeder Hoffnung beraubt, sich nur noch schwach zu wehren gegen den tödlichen Fall ins Nichts.

In den hohen Himmel schauen, den nächtlichen, tiefen! Zu staunen beginnen ob der unendlichen Anzahl der Sterne! Befreit sein von Zahlen, die ohne Bedeutung einfach verlöschen. Auch alles andere Wissen verblassen zu lassen und dafür das Lächeln der Sterne neu zu gewinnen, ihr Augenzwinkern erwidern zu können und ihnen Grüße zuzusenden!

Mit tausenden Menschen zu gleicher Stunde den Himmel betrachten, den Himmel, den nächtlichen, tiefen, erleben. Und immer anders, nie gleich. Sein eigenes Herz, sein volles, sein leeres – in den Himmel zu spiegeln und so glücklich – unglücklich zu sein – befreit – gefangen, geschützt – oder ausgesetzt, getragen – stürzend in Weltenräume, ins endlose Nichts, sich glücklich auflösend im All – oder vielleicht zerrissen, zerfetzt, verflogen in all den Abgründen verlorener Seelen.

Nacht für Nacht suchen menschliche Blicke den Himmel und finden in ihm auch wieder sich selbst und wohl auch ein Etwas der anderen Menschen und erkennen es nicht.

Oder nur manchmal, für einen kurzen Moment und nur als Ahnung, die fast ohne Spur, so leicht, so schwerelos durch ihre Gedanken huscht, um gleich wieder zu schwinden im Hoffen und Bangen und ewigen Flehen.

Den Blick in den Himmel zu heben, wir tun es oft und gern und aus Notwendigkeit. Wir tun es in Leid und in Freude, im Zögern und Warten, im Dahineilen, beim Ein- und Ausatmen. Und wenn wir jemanden lieben, sind Herz und Augen in ihm, unserem Himmel, zu Hause. Doch ein- oder zweimal in unserem Leben, denn öfters kann, da bin ich mir sicher, niemand einen solch leeren Zustand ertragen, hebt unser Blick sich nicht mehr zum Himmel empor. Er kann es nicht, die Kraft kam abhanden. Der Blick, er fällt! Fällt zu Boden – und der Mensch weiß es nicht, fühlt es nicht, denn das Denken fällt mit, das Fühlen fällt mit. Nichts mehr bleibt im Menschen bestehen, alles rieselt davon, rutscht weg, und Leere entsteht – tiefste Leere und die gnädige Tiefe des Himmels fehlt gänzlich. Es fehlt auch die Erde, sie trägt uns nicht mehr. Und Ewigkeiten müssen vergehen, bis wieder ein Blick ganz langsam entsteht und es auch wagt, sich zu erheben und sich in den Himmel zu schwingen, um dort Rettung zu finden und Kraft – zu neuem süßschmerzlichem Leben.

Einen Blick in den Himmel, um Vertrauen zu fassen für mehr, für einen Wiederbeginn von Leben, um erneut Fuß auf der Erde zu fassen, um dort sich zu stellen der tragenden, ach so spröden – Wirklichkeit. Der tragenden – Wirklichkeit? Was kann das wohl sein?! Ein Unsinnwort. Wirklichkeit. Die jeder und jede ganz anders erfährt und das jeden Tag, jede Nacht. Nicht zweimal ist sie sich gleich. Es gibt sie nicht – die Wirklichkeit als die eine, es gibt Millionen und Abermillionen von Wirklichkeiten, oder es gibt keine, und sie alle, wenn es sie gibt, sie alle haben Brüder und Schwestern, die mit ihnen ziehen – und zwar immer – und das sind die Träume.

Wirklichkeiten und ihre Gegenüber, die Traumwelten, die bunten, sie lösen sich ab, vereinen und trennen, vermischen sich ständig und stiften tiefe Verwirrung, besetzen den Geist, den Körper, die Seele – um uns zu helfen, um uns zu führen, um uns die Ruhe zu geben, den Frieden, den wir so brauchen – um uns zu erfüllen mit Unruhe, mit Angst und mit Schrecken, um uns zu befreien – um uns zu knechten. Wie sollte sich da ein Ich, ein kleines ein großes, zu rechtfinden können? In diesem Gewoge von Träumen und Wirklichkeiten!

Wir können es nicht.

Oftmals geschieht es, dass eine neue Wirklichkeit wächst, herauswächst aus einem sie einleitenden Traum. Dass etwas uns zwingt, etwas Neues zu schaffen, weil Wünsche uns schieben und stoßen und wir eine neue Welt brauchen, um darin zu leben. Eine Welt auch mit Träumen, denn sie geben uns Raum, wenn die Wirklichkeit eng wird und uns zu ersticken droht. Wir schließen die Augen und schwingen uns auf und werden getragen von anderen Mächten.

Hoch oben – dort, wo gewaltige Tiefen sich öffnen, weit über in Dunst verhangenen Tälern, dort wo der Himmel so unsäglich blau ist, dass er seine Durchsichtigkeit fast gänzlich verliert, dort, wo Fichten und Tannen ihre Wipfel aberwitzig stolz diesem Blau entgegenstrecken, dort, über einer dunkel gähnenden Felsenschlucht, in der türkisfarbenes Wasser tost bis zur Weißglut, spannt sich ein Drahtseil – als endlos lange Gerade. Das Seil, es ist dick, fast handgelenksdick, und es ist straff und glänzt wehtuend im Licht der Sonne. Das Seil, das gespannte, es verursacht einen strahlenden Schnitt durch die endlose Weite des Himmels, und die Sonne lagert leicht ihren goldenen Glanz auf die fordernde Linie. Und über die blanke Gerade balanciert – ein Menschlein, ein armselig schwarz

störendes Ding, das in dieser glanzvollen Schönheit absolut fehl und unnötig am Platz ist. Es balanciert dort mit ausgebreiteten Ärmlein, und das Seil vibriert und beginnt bedrohlich zu schwanken. Die Goldladung der Sonne sprüht auf. Das Menschlein schwankt mit auf dem langen Seil, und sein Gesicht beginnt sich zu öffnen, und bei genauem Betrachten muss ich erkennen, dass dieses Gesicht, das sich öffnende, das schon am Verschwinden ist in der Tiefe des Abgrunds – das meine ist. Es ist mein Gesicht.

O Gott, das kleinwinzige Menschlein bin ich! Und durch mich, dieses winzige Stückchen Nichts, verliert das Seil immer mehr seine Straffheit und Spannung und seinen atemberaubend erregenden Glanz. Das Funkeln des Lichts auf dem Draht löst sich abrupt durch die arrhythmische Bewegung auf, es fällt ab und – das Seil, es beginnt wieder schwarz und glanzlos zu werden. Es hängt durch, wird zum schlaffschweren Bogen, in den mein unruhig nervöses Gewicht es versetzte, und der durchhängende Bogen, er tanzt in Riesenschwingungen hin und zurück, sodass die ruhige Bläue des Himmels in Verwirrung gerät und das Menschlein – ich – ich fühle es jetzt, ich falle ins Leere und habe doch gar keine Flügel.

Und jetzt im Fall, im ganz furchtbaren Fall, der mein Herz zum Erstarren gebracht hat, ereignet sich plötzlich ein Umschwung. Ein Umschwung von Traumwelt hin zur Realität. In Panik noch greifen meine Hände im Fall nach einer der stolzen Tannen, die aber majestätisch sich rasch mir entzieht, ohne auch nur ein Ästchen zu knicken. Meine Hände, sie rutschen einfach nur weg – und mit einem Schrei wache ich auf.

Ich zünde das Licht an und bin wieder in einer realeren Welt, einer Welt ohne strahlend tiefe Himmelsbläue. Da sind keine Bäume, ist kein Sonnenglanz. Eine schwache vierzig Watt Birne tut ihr Bestes, um mich aus dem Traum

zurück in die Wirklichkeit zu katapultieren. Mein Kopfkissen, der mir entglittene Tannenwipfel, liegt in der entferntesten Ecke meines Schlafraums. Ich setze mich auf, immer noch mühsam atmend. Ich spüre in mir noch die Panik des Fallens. Es erschreckt mich total, meinen eigenen Absturz erlebt, ihn mit eigenen Augen verfolgt zu haben – weil ein gespanntes Seil durch mich zum Durchhänger wurde.

Warum? Warum dieser Traum? Warum das Durchhängen? Wie konnte die Spannung des Seiles sich lösen? Warum die goldene Schönheit sich in Entsetzen verwandeln? War es mein Gewicht? Meine Unruhe? Oder hat es – vielleicht – gar nichts – mit mir zu tun? Müssen Licht und Schönheit vergehen, um Dunklem, Hässlichem Platz zu machen? Ist gar nichts von Dauer? Geht auch bei Spannung – ganz einfach zu viel – und zu schnell die Kraft, der notwendige Zug verloren? Wird alles rasch müde? Material, Menschen? Gibt es immer und immer – Spannung und Lösung? Wellenberge in ständigem Wechsel mit den darauf folgenden Wellentälern? Aufbau und Niedergang? Licht und Dunkelheit? Liebe und Hass und als furchtbarer Katalysator die Gleichgültigkeit? Gefühle, die kommen, Gefühle, die gehen, so wie der Frühling kommt oder der Herbst? Und die Straßenreinigung und gleich wieder der Schneepflug? Aufwärts, abwärts? Lachen, weinen?

Ich starre noch immer auf das matt weiße Kissen in der dämmrigen Ecke des Zimmers. Seltsam, was man im Traum so alles sieht und hört, erlebt und auch tut: philosophischen Gedanken nachhängen, auf einem Seil balancieren oder Kissen werfen.

Ja, ganz am Anfang stand dieser Traum. Und dieser – jeder – Traum greift – in die Wirklichkeit ein: Ich hatte ein Kissen geworfen. Aus dem Traum in die Wirklichkeit. Meine Tat war wirklich. Meine Gefühle, die mit der Tat einhergingen, waren es auch: Das Staunen über die Schönheit

der mich umgebenden Welt, die Angst vor ihrer unendlich scheinenden Größe, die Panik des mich Bewähren-Müssens, meine Unsicherheit, mein Sturz ins Nichts – und dann mein Aufwachen mit denselben Gefühlen noch immer in mir. Der Traum schwappte in meine Wirklichkeit über und beeinflusste sie, und die Wirklichkeit würde zurückwollen in meine Träume und sie mitgestalten.

Träume gehören zu meinem Leben, haben schon immer dazu gehört. Sie sind für mich die zweite Wirklichkeit, die zweite Heimat zur äußeren Welt. Zu meiner Welt! – Damals glaubte ich, es gäbe für mich – es gäbe für die Menschen nur eine einzige Welt, in der alle zusammen lebten und sich zu Hause fühlten oder in der sie heimatlos waren und umherwandern mussten – denn das gab, gibt es ja leider auch.

Später, sehr bald schon, erkannte ich aber, dass viele Welten für uns existieren – Welten, die wir verlassen, weil sie zu klein sind für uns, weil wir sie überlebt und ad acta gelegt haben und uns nichts mehr in ihnen hält, weil wir uns weiterentwickeln und ihre Grenzen sprengen – oder aber, und das ist sehr schmerzlich, wir werden gnadenlos aus einer Welt verdrängt, einer Welt, die wir lieben und noch nicht verlassen wollen, die noch unsere wäre, von uns selbst ausgedacht, ausgedacht mit allem Drum und Dran – und die man uns wegnimmt, gewaltsam entreißt. Es wäre unsere ureigenste Welt, wir fühlen es schmerzlich. – So dachte ich jedenfalls. Damals. Aber gar nichts gehört uns, auch nicht unsere Pläne. Das alles sind wir gezwungen zu erlernen, zu erfahren, früher oder später. Unsere allmählich gereifte, von Hoffnung und Liebe genährte Lebensplanung, man raubt sie uns. »Wer hat denn dazu ein Recht?« Bringt es uns doch fast um! Wir fühlten uns sicher, und dann nicht mehr. – Aber das wusste ich damals noch nicht. Als ich harmlos träumte und die

Welt einfach teilte in eine Traum- und eine Wirklichkeitswelt.

Mein damaliges Leben! Es pendelte hin und her zwischen einer klar begrenzten Tag- und einer vagen, ohne fixe Grenzen fluktuierenden Nachtwelt. Wobei die Tagesbeziehungsweise die Nachtzeit nicht wirklich an Sonne und Mond gebunden zu sein schienen. Ich konnte auch tagsüber träumen oder nachts in einer Wirklichkeit sein, was immer das auch bedeuten mag. In einer Wirklichkeit sein. In meiner Wirklichkeit – müsste es wohl besser heißen. Ich war in beiden meiner zwei Welten zu Hause, in meiner Tag- und meiner Nachtwelt, ich liebte sie beide, fürchtete sie beide und sehnte in schweren Momenten die jeweils andere Welt herbei, um mich selbst zu befreien aus Situationen, denen ich nicht gut gewachsen war, die langweilig waren und eintönig, oder anstrengend, oder auch – wenn die jeweilige Welt mir sehr weh, mir zu weh getan hatte.

Nur, so glatt und ohne Komplikationen fand der Wechsel natürlich nie statt. Es kamen da Träume, ungebetene Träume, die mich überfielen, in die ich nicht freiwillig einging, die mich vielmehr überwältigten und mich nicht mehr freigeben wollten. Mich nicht mehr los lassen! Sie ließen mich nicht mehr entfliehen! In eine andere Welt. Sie hatten mich packende Widerhaken und Fußfesseln. Und Abstürze. Oft wachte ich auf, ganz verwirrt und mit gewaltigem Herzklopfen – fand mich nicht zurecht, wusste nicht mehr, wo ich war. Träumte ich noch oder passierte gerade das wirklich Furchtbare? Verderbliche? Das total außer Kontrolle Geratene? Ich war nur noch verwirrt. Wie aus der Bahn geworfen. Abgestürzt eben. – Hatte das, gab es da – einen Bezug zu meinem so genannten Wirklichkeitsleben? Das war doch in Ordnung. Meine Eltern? Sie liebten mich sehr. Die Lehrer? Sie halfen mir alle. Sie zeigten mir Wege, die ich selber zu gehen im Stande war. Sie waren mir helfend

zur Seite und hielten mich trotzdem nicht fest. Sie gaben meiner Welt Ordnung. – Wenn ich ihre Regeln befolgte und mich an ihren erprobten Lebensmustern orientierte. Wenn ich an ihre Ordnung mich hielt. Dann stimmte diese Welt doch für mich. Jedenfalls damals.

Nur – irgendwie und irgendwann erschien diese Welt mir zu klein. Sie musste geschrumpft sein. Oder ich war gewachsen, war größer geworden. Größer als sie, meine Welt? Ich wollte ein eigenes – mein eigenes Lebensmuster weben. Eine eigene Ordnung erstellen. Und da begann, es musste so sein, ohne Verzug sich die Ordnung zu lösen. In meiner Welt. Weil ich mich einmischte, weil ich begann, die bestehende Ordnung zu hinterfragen, nachzudenken, weil ich begann, unruhig zu werden. Weil ich nicht mehr tun wollte, was man so tut, was man so erzählt, was man so fühlt. Ich wollte so leben, wie es für mich passte. Ich wollte selber nachdenken, selber die Welt entdecken, wollte meine eigene Welt entdecken.

Ich meine, ich liebte saubere Straßen und schmucke Häuser, in denen Ordnung herrschte, ich liebte blühende Wiesen und stille Wälder, schon damals. Liebe sie immer noch. Ich liebte auch Persönlichkeiten, die Gemeinschaften gut verwalteten – Bürgermeister, Direktoren, Präsidenten, obwohl – so ausgesprochen gut – man könnte es sicher besser machen – dachte ich, wünschte ich. Aber die gewohnten Bahnen, alle diese gepflegten Straßen, all diese sicheren mir so gut bekannten Orte und Wege führten vielleicht zu Zielen, die gar nicht die meinen waren. Ich wollte mich selber irgendwohin, zu einem eigenen Ziele führen, mich nicht immer nur führen, verführen lassen. Ich wollte mich selbst kennenlernen. Ja, das war es. Bevor ich nicht wusste, wer ich war, konnte ich auch nicht wissen, wohin ich gehörte und wohin ich wollte. Gab es überhaupt einen Platz für mich in dieser so genau geordneten

Welt? Einer von anderen geordneten Welt? Es musste wohl einen geben, da ich ja längst einen einnahm. Aber vielleicht war das gar nicht mein richtiger Platz. Den musste ich erst suchen, erst finden. Vielleicht musste ich meine bisher gegangenen Wege wieder zurück. Musste nachschauen, ob es noch andere Wege gab. Wege, die ich nicht ging, weil ich sie nicht sah oder sie mir zu eng, zu unbedeutend erschienen oder zu mühsam. Ja, ich würde alle bereits gegangenen Wege in meine Erinnerung rufen und mich dabei betrachten. Das klang spannend und Vieles versprechend. Vielleicht könnte ich auch querfeldein gehen. Ja, das würde ich! – So könnte ich Neues entdecken, eine neue Welt, eine eigene, die noch niemand durchwandert war, die noch niemand kannte. Die noch niemandem Heimat war. In der es noch keinen geregelten Tagesablauf, keine geteereten Straßen, keine Einkaufsmärkte und keine Müllhalden gab. Eine Welt, die ich planen und gestalten konnte, der ich eine Ordnung geben könnte – meine Ordnung. So eine Welt suchte ich, weil eine Unruhe mich packte, wenn ich die bekannten Wege abging und immer die gleichen Papierkörbe benutzte.

War es nicht nur eine Fantasiewelt, in der ich bisher gelebt hatte? Eine Fantasiewelt mit einigen wirklichkeitsvortäuschenden Punkten, die ich aber immer noch gut in meine Fantasiebilder und Gedanken einfügen konnte? Ich musste plötzlich erkennen, dass Fantasiewelten, so notwendig sie alle mir waren, mich nicht genug befriedigen konnten, dass ein eigentliches Leben nicht in mein Leben hereinreichte – oder ich es nicht hereinkommen ließ – das Leben. Nur, wie konnte man aus einer Fantasiewelt aussteigen und in die andere, die fremde, die wirkliche Welt gelangen? Konnte man einfach sagen: »So, jetzt verlasse ich meine bisherige Welt, die keine wirkliche ist. Jetzt möchte ich das Leben spüren.« Das wusste ich nicht. Aber ich konnte nicht mehr zufrieden